

„Irgendwo ist Tag!“

(Exposure- und Dialogprogramm – August 2001)
„40 Jahre Adveniat: Glaube im Leben von Gemeinden in
Guatemala und Honduras“

Eindrücke und Lernerfahrungen im Quiché/Guatemala

Anlässlich „40 Jahre Adveniat“ nahm ich vom 4.–14. August 2001 zusammen mit 15 anderen Mitarbeitern aus deutschen Diözesen an einem Exposure- und Dialogprogramm in Guatemala teil. Das Herzstück des Programms war die unmittelbare Begegnung mit Armen und gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen. Für eine kurze Zeit setzten wir uns einer völlig anderen Lebenswelt aus, teilten den Alltag unserer Gastgeber auf dem Lande, feierten mit ihnen Gottesdienst, hörten ihre Lebensgeschichten, schliefen, aßen und beteten in ihren Hütten, ohne fließendes Wasser, Strom, Toilette, zusammen mit – in meinem Fall – elf Personen und Haustieren in einem Raum.

Ich wurde bei meinem Eintauchen in eine gänzlich andere Lebenssituation mit Berichten und Situationen von Gewalt konfrontiert, die meine Vorstellungskraft überstiegen. Ich war in dem Teil Guatemalas, der vom Bürgerkrieg bis 1996 wie kein anderer Landesteil überzogen war.

1. Die ungleiche Landverteilung ist der Grund für die Gewalt

Guatemala ist zugleich das Schöne und das Schreckliche: ausgelassen, farbenfroh und reich an gefälliger Landschaft, dabei aber zerrissen vom längsten Bürgerkrieg Lateinamerikas, politisch unversöhnlich, sozial völlig gegensätzlich und ökologisch ausgelaugt. Die ungerechte Landverteilung ist die Hauptursache für die weit verbreitete Armut unter der Landbevölkerung. Während der größte Teil des nutzbaren Landes in den Händen einer kleinen Minderheit ist, verfügen die meisten Bauern noch nicht einmal über ein kleines Stückchen eigenes Land. Sie gleichen Fremdlingen in dem Land, das ihnen Jahrtausende gehörte und werden als Bürger zweiter Klasse in einer Nation betrachtet, die ihre Vorfahren errichteten.

Die dramatische Lage lässt sich in folgenden Zahlen andeuten: 89,5 Prozent der Plantagen (sog. Mikro-Plantagen) machen 16,5 Prozent der Fläche Guatemalas aus, während 2,3 Prozent der Plantagen (sog. Makro-Plantagen) fast 65 Prozent der gesamten Landfläche umfassen und einigen wenigen Familien gehören. Der Rest verteilt sich auf eine kleine Mittelschicht. Die reichen Großgrundbesitzer sind gleichzeitig die Exporteure der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die dem Land

die Devisen bringen und die saisonale, aber schlecht bezahlte Arbeitsplätze schaffen. Sie konzentrieren in ihren Händen das beste anbaufähige Land und die mächtigen landwirtschaftlichen Produktionsmittel. Die Bischöfe bezeichnen diese Ungleichheit im Besitz und in der Verteilung des Landes als „institutionalisiertes Problem, das Produkt einer Situation der Sünde ist, die keine radikale Lösung des Problems zulässt und duldet“ (vgl. Gemeinsamer Hirtenbrief des Episkopats von Guatemala, *Der Schrei nach Land*, 1988, in: *Weltkirche* 4/1988, 119–130). Diese dramatische Lage der Landverteilung war und ist der Grund für die Gewalt und den Bürgerkrieg.

Mehr als 150.000 Menschen wurden im 36 Jahre dauernden Bürgerkrieg getötet und mehr als 50.000 Menschen gelten als spurlos vermisst; davon sind rund 80 Prozent Angehörige der Maya-Bevölkerung. Die Ursachen des Bürgerkrieges liegen begründet im Widerstand des Staates gegen notwendige Reformen besonders die Landverteilung betreffend sowie in den Strukturen der guatemalteckischen Gesellschaft, die eine Minderheit der Bevölkerung extrem begünstigen.

2. Im Quiché geschah Genozid

Ich sitze in der kleinen Kapelle des Bischofshauses in Santa Cruz del Quiché, gelegen im Norden von Guatemala an der Grenze zu Mexiko. Sie ist eine Märtyrerkapelle. Unter dem Bild der Jungfrau von Guadalupe liegt ein kleines Kästchen mit menschlichen Knochenresten. An einer Wand hängen Fotos von fünf in der Pastoral- und Sozialarbeit tätig gewesen und brutalst ermordeten Mitarbeitern der Diözese – unter ihnen der 1991 erschossene und für die Caritas arbeitende 27-jährige Agraringenieur Julio Quevedo sowie der 1998 erschlagene Weihbischof von Guatemala-City, Juan Gerardi Conedera. Zu Beginn der achtziger Jahre verließ er als Bischof die Diözese El Quiché und ging mit den neun Priestern ins Exil nach Mexiko, weil er in einem solchen Akt die einzige Möglichkeit sah, um die internationale Öffentlichkeit auf die Greuelthaten aufmerksam zu machen. Aber diese nahm weiterhin kaum nennenswerte Notiz.

Die von Indigenas (hauptsächlich Mayas) bewohnte Provinz war von Verfolgung und Gewalt vor allem in den achtziger Jahren am schlimmsten betroffen. Hier wurden nicht nur die Katecheten ermordet – hier starben auch Gesundheitshelfer, Lehrer, Genossenschaftsleiter, kurz: Leute in allen möglichen verantwortlichen Positionen. Wer einen Ausweg suchte für diejenigen, die am meisten leiden, und wer ihnen im Namen Jesu nahe sein wollte, dem wurde eine Unterstützung der Guerilla unterstellt.

Darüber hinaus handelte es sich in der Zeit der „Violencia“ um eine geplante und großangelegte Offensive gegen die ländliche Zivilbevölkerung, die man generell als mutmaßliche Sympathisanten der linksgerichteten Guerilla eingestuft hatte. Die Art, wie Militäraktionen und Massaker umgesetzt wurden, zeigt unwiderlegbar, dass das Einzige, was den meisten Opfern gemeinsam war, die Tatsache war, dass sie einer bestimmten ethnischen Gruppe angehörten; alle Aktionen waren darauf angelegt, diese ganz oder zu großen Teilen zu vernichten. Völkermord war beschlossen und wurde ausgeführt, um der Guerilla den vermeintlichen Boden zu

entziehen. Den militärischen Geheimdiensten wird eine Schlüsselrolle als strategische Drahtzieher der Terrormaßnahmen zugeschrieben.

Über 92 Prozent aller dokumentierten Verbrechen (darunter Verschleppung, Folter, Vergewaltigung und eine Vielzahl von Mordtaten unter unvorstellbar grausamen Umständen) werden der Armee, den paramilitärischen Zivilpatrouillen, den zivilen Militärbeauftragten sowie den Todesschwadronen zur Last gelegt.

Bischof Julio Cabrera Ovalle erläutert uns das hinter den Terrorakten und Verbrechen stehende Denken: Wer Menschen organisierte, der betrieb Bewusstseinsbildung; wer somit den Status quo in Frage stellte und etwas zu verändern trachtete, der war äußerst verdächtig, war subversiv, ein Kommunist und deshalb kein *guter* Guatemalteke; wer zudem katholisch war und eine Gemeinde leitete, der hatte mit der Guerilla zu tun und war deshalb vogelfrei.

„Was wir im Quiché erlebt haben, ist so brutal, dass es Worte nicht zu beschreiben vermögen; wir brauchen Bilder, Symbole und Zeichen für das, was geschehen ist, damit die Menschen über ihre Erfahrungen sprechen können“, so Bischof Julio Cabrera mit Verweis auf gemalte Bilder, die an den Wänden der Kapelle und im Versammlungsraum des Bischofshauses hängen. Von den im 1.000-seitigen REMHI (Recuperación de la Memoria Histórica)-Bericht durch über 8.000 Zeu- genaussagen dokumentierten 476 Massakern fanden 263 allein in der Provinz El Quiché statt.

Das REMHI-Projekt verfolgte nicht zuletzt auch eine sozialtherapeutische Absicht, um einer Verdrängung der Greuel im Bewusstsein der Bevölkerung entgegenzuwirken. Es verstand sich als kirchlicher Beitrag zu geistiger Gesundheit. Traumatische Erfahrung braucht zur Bearbeitung notwendig das Ausdrücken, das Zur-Sprache-Bringen, damit Leben wieder möglich werden kann, damit Gemein- schaft neu entstehen kann, damit Versöhnung in den Blick rücken kann.

3. *Dona Petronas Trauer und Traum*

Ich erzähle die Geschichte von Dona Petrona, in deren Familie ich gelebt habe. Vertrauen zueinander wuchs schnell, da wir „Menschen von der Kirche“ waren.

Dona Petrona ist eine 43 Jahre alte Frau. Sie wohnt in der Ortschaft Tzizulche in der Gemeinde Santa Maria Nebaj, einem der drei Dörfer der Ethnie der Ixil im Norden der Region Quiché. Nebaj ist ein Dorf mit über 90 kleinen Ortschaften, in dem sich der bewaffnete Konflikt mit seinen ganzen Schrecken und Scheußlichkeiten abspielte, in dem das Militär in den Jahren ab 1981 alle katholischen Kirchenräume zerstört hat, in dem fast alle Katecheten ermordet worden sind, in dem Tausende von Menschen massakriert wurden, nur weil sie Indigenas waren, katholisch waren und ihnen unterstellt wurde, die Guerilla zu unterstützen.

Dona Petrona heiratete 1981 Don Miguel. Beide hatten drei Kinder. Sie führten ein sehr einfaches Leben, bauten Mais an, hatten einige Tiere und trachteten danach, in den Zeiten des Bürgerkrieges und unter der Präsenz des Militärs einfach nur zu überleben. Don Miguel leitete zusammen mit seinem Freund Don Juan die Gemeinde in seiner Ortschaft. Priester und Bischof waren ins Exil nach Mexiko gegangen. Sie riefen die Leute zum Gottesdienst und zum Gebet und zum Lesen

des Evangeliums zusammen. Sie hielten eine Gemeinde am Leben, in der Bewusstseinsbildung geschah mit Blick auf die erfahrenen Lebenssituationen, in der überlegt wurde, wie etwas verändert werden könnte, wie das Leben besser werden könnte. Und sie taten dies der fundamentalistischen Sektenwerbung des damaligen Staatspräsidenten Efraim Rios Montt zum Trotz.

Am 11.3.1985, so erzählt uns Dona Petrona, kam plötzlich das Militär morgens in die Hütte und verhaftete ihren Mann. Er wurde in die nahegelegene Polizeistation gebracht und gefoltert, um von ihm Informationen über Standorte der Guerilla in den Bergen zu bekommen. Solche Informationen konnte Don Miguel nicht geben, da er und seine Gemeinde sich bewusst gegen eine Teilnahme an Guerillatätigkeiten entschieden hatte. Die Soldaten schlugen ihm schließlich mit der Machete seine Fußsohlen auf und zwangen ihn, einen schweren Militärrucksack zu einer weiteren Militärstation zu tragen. Dort setzte sich das Verhör die ganze Nacht über fort. Zeugen hörten sein Schreien. Man schlug ihm einzeln die Zehen ab, man hackte ihm die rechte Hand ab, man drückte ihm ein Auge ein.

Am nächsten Tag, dem 12. März 1985, erschoss man ihn schließlich und warf seine Leiche auf einen Seitenweg des Dorfes, wo ihn Zeugen so zugerichtet sahen. Die Anordnung wurde erteilt, dass ihn niemand begraben dürfe. Abschreckung war das Ziel. Die Soldaten überwachten den Straßenzug. Wer sich der Leiche näherte, wurde angeschossen. 14 Tage lang lag die Leiche auf dem Weg. Tiere fraßen sie an. Dann gelang es einem Freund der Familie schließlich, Don Miguel zu begraben – allerdings nur wenig unter der Erde, da alles unter ungeheurem Zeitdruck zu geschehen hatte.

Dona Petrona war fortan alleine zuständig für ihre drei Kinder, von denen heute nur noch die älteste Tochter lebt. 1987 ging sie eine neue Beziehung mit Don Juan, dem Freund ihres Mannes ein. Aus dieser Beziehung gibt es fünf Kinder zwischen vier und 14 Jahren. Die Familie musste in die sogenannten „zivilen Widerstandsdörfer“ gehen, wo sie in den ersten Jahren in den Wäldern immer in der Hut vor der Armee leben musste – ohne jegliches Hab und Gut, oftmals ohne Kalk und Zucker zum Weichkochen des Mais, ohne Medikamente – ein Nomadenleben ohne feste Hütte. Man lebte von Wurzeln und Kräutern und dem, was man in den Bergen fand. Im „Widerstandsdorf“ lebten sie zwölf Jahre lang. Dies wurde von der Öffentlichkeit Guatemalas und der Welt nicht wahrgenommen und lange nicht anerkannt als „zivile“ Form von Widerstand. Seit einem Jahr lebt die Familie in einer Hütte, in der wir sie besuchten.

Am 27.7.2001, eine Woche vor unserer Ankunft, wurde das neunte Exhumierungsprogramm der Diözese El Quiché in Nebaj mit einem feierlichen Requiem durch den Bischof abgeschlossen. Das Ausgraben geheimer Friedhöfe war nach dem Friedensabschluss von 1996 zwischen Militär und Guerilla möglich geworden. Unter den 122 exhumierten Personen aus 72 geheimen Gräbern in 23 Dörfern (58 Männer, 29 Frauen und 33 Kindern; man fand auch die Gebeine eines Ungeborenen, das dem Leib seiner Mutter entrisen worden war) befand sich auch der erste Mann von Dona Petrona, Don Miguel. In seinem Grab fand man nur noch den Schädel und die Knochen seines rechten Beines. Das Grab war von den Tieren des Waldes aufgewühlt worden, und die Knochen waren fortgetragen worden.

In der Hütte, in der wir zusammen mit der Familie schliefen, hatte ein Holzarg mit seinen Knochenresten gestanden. „Heimgekommen“ war er – ein wichtiges Ritual für die Indigenas –, bevor er dann von den Seinen würdig begraben wurde. Sein Bild hing an der Wand, umrahmt von Jesus- und Maria-Bildern. Vor dem Bild wurden abends Kerzen angezündet, die nicht allein zur Erleuchtung des Raumes dienten.

Dona Petrona erzählte uns von der Nacht nach dem Begräbnis: Im Traum begegnet ihr Don Miguel. Er sagt zu ihr: „Es ist schön, dass du mich nicht vergessen hast und mich in dein neues Haus geholt hast. Es ist gut, dass du mit Don Juan zusammen bist und dass du fünf Kinder mit ihm hast. Was hättest du auch anderes machen sollen? Du kannst nicht alleine bleiben. Ich weiß, dass du mich immer noch gern hast; ich habe dich auch immer noch gern. Es ist alles gut, wie du es gemacht hast!“

Und viele Frauen erzählten ähnliche Träume.

4. Ungeheurer Wille zum Leben

Diese Lebensgeschichte ist mir sehr nachgegangen. Im Rahmen der Exhumierung, die über ein Jahr dauerte, kam für die Betroffenen alles wieder ans Licht: die Geschichte, der Krieg, das eigene Unvermögen, Schuldgefühle ... Mir wird deutlich: wer soviel an Gewalt, an Zerstörung und Vernichtung erfahren hat, der kann sich nicht damit aufhalten, sich selber nur die eigene Zukunftslosigkeit zu beschreiben. Mit solcher Rede allein kann man nicht leben, konnte man nicht überleben in den Wäldern. Das Leben geht nur, wenn man redet und wenn man handelt, als ob es ginge. Die Leute haben einen ungeheuren Lebenswillen, haben eine tiefe Sehnsucht nach Leben.

Was mich überrascht: Ich höre wenig von Hass und Rache. Die Menschen hier sind tief religiös; die Gottesfrage, wie wir sie im Europa der Aufklärung stellen, wird hier nicht gestellt. Die Indigenas legen sehr selbstverständlich ihr Leben „in Gottes Hände“. Eine solche Haltung ermöglicht es, Rachegefühle zu verwandeln. Und sie haben auch die Fähigkeit zu verstehen, dass einige Täter nur unter Zwang so handelten, dass also die Ausführenden nicht die unmittelbar Verantwortlichen waren. Und dieses Wissen und die tiefe Religiosität haben sie fähig gemacht zu verzeihen.

5. Wege in der Gefahr – Einblicke

Versöhnung ist in Guatemala ein wichtiges kirchliches Thema und das Hauptanliegen von REMHI, das Weihbischof Gerardi Conidera inspiriert und geleitet hat. Der Pfarrer von Nebaj, Rigoberto Perez Garrido, legte uns dar, aus welchen Elementen ein Versöhnungsprozess für ein „neues“ Guatemala bestehen muss, damit dessen „offene Wunden“ ausheilen können: „Es braucht das Wissen um und die öffentliche Anerkennung der Wahrheit dessen, was geschehen ist; es braucht die Bitte der Täter um Verzeihung bei den Opfern; es braucht als konkretes Zeichen die Wiedergutmachung der materiellen Schäden durch die Täter; und es braucht auf

Opferseite die Bereitschaft zum Vergeben.“ Viele Opfer sind bereit zu verzeihen. Die Bereitschaft zur Bitte um Verzeihung gibt es aber kaum auf Seiten der Täter; sie sind immer noch überzeugt von der Richtigkeit ihres Tuns, sie morden weiter, z. B. Sr. Barbara Mack im Mai 2001, die mit traumatisierten Frauen in der Diözese El Quiché arbeitete. Die meisten Täter gehören Sekten an und sind immun gegen die „katholische“ Rede von Versöhnung und Heilung. Die Militärverwaltung Santa Cruz del Quiché hat z. B. ein Ausbildungsprogramm zur Evangelisierung aufgelegt, das zum Ziel hat, die Bevölkerung zu „entkatholisieren“ und für die Mitgliedschaft in den sog. Sekten zu gewinnen.

Versöhnung in Guatemala setzt wesentlich einen Wandel in den Agrar- und Gesellschaftsstrukturen voraus. Ohne Erziehung und Bildung lässt sich kein Wandel erreichen. In Guatemala leben 80 Prozent der Bevölkerung in Armut, davon 70 Prozent nach UN-Kriterien in „absoluter Armut“. Der Agrarsektor ist der konservativste und reaktionärste Sektor, der sich jedem Wandel verschließt. Er steht für eine repressive Politik und verweigert grundlegende Rechte. Viele Katholiken in hohen Positionen sind Komplizen des Geschehens, da sie auf Seiten der Agrarbarone stehen und die sozio-ökonomischen Widersprüche nicht wahrnehmen wollen. Im Gegenteil: sie klagen die Kirche an, dass sie für die Gewalt im Lande verantwortlich sei; denn über die Kirche habe die Bevölkerung erst gelernt, ihre Rechte zu artikulieren und sich für einen Wandel stark gemacht, der auf Veränderung des Status quo aus sei. Und wegen dieses Wandels sei die Gewalt erst gekommen.

Dienst an den Armen ist nicht Paternalismus als Hilfe von oben nach unten, sondern eine „Beziehung von Schwester und Bruder zu Bruder und Schwester“. Der guatemaltekeische Hirtenbrief von 1988 zur Landfrage deckt die sozialen Mechanismen auf, die die Indigenas marginalisieren. Er deckt die Zusammenhänge des herrschenden Systems weitestgehend auf, das immer mehr Armut und Elend hervorbringt. Wer so nach den Gründen der Ungerechtigkeit fragt, stellt das herrschende System in Frage. Es fühlen sich diejenigen in ihren Interessen bedroht, die von diesem System profitieren. Und so wird verständlich, warum den Bischöfen aus El Quiché und San Marcos vorgeworfen wurde, von ihrer eigentlichen Aufgabe der Seelsorge abzuweichen und sich in die „Politik einzumischen“.

„Pastoral des Lebens sieht ‚ewiges Heil‘ und ‚irdische Gerechtigkeit‘ als miteinander verbunden an.“ Solange die Kirche jenseitige Erlösung verkündet, ohne selbst in die realen Probleme der Welt einzutauchen, wird sie geachtet und wird mit Privilegien um sie geworben. Wenn sie aber auf die „institutionalisierte Ungerechtigkeit“ (vgl. die Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen von Medellín 1968, Puebla 1979 und Santo Domingo 1992) als eine Sünde hinweist, die so viele ins Elend stürzt, wenn sie die Hoffnung auf eine gerechtere und menschlichere Welt verkündet und die Menschen in solcher Hoffnung unterstützt, dann wird sie verfolgt, wird als subversiv und kommunistisch diffamiert.

Bischöfe und Katecheten, die den Finger auf die eigentlichen Wunden legen und dabei unweigerlich die Gesellschaftsstrukturen und die Landverteilung berühren, leben gefährlich. Sie brauchen internationalen Rückhalt durch Strukturen der Solidarität. Bischof Alvaro Rammazini aus San Marcos spricht deutlich drei Erwartungen bzgl. eines politischen Engagements an die Kirche in Deutschland aus: zum

einen ein Lobbying der europäischen Kirchen und Hilfswerke bei den politisch und wirtschaftlich Verantwortlichen (z. B. G7 bzw. G8, IWF, Weltbank), damit die kleinen Länder Zentralamerikas in den wirtschaftlichen und politischen Weichenstellungen nicht vergessen werden; zum zweiten die konkrete Einflussnahme auf Entscheidungen ausländischer Unternehmen – z. B. durch Aktionen moralischen Drucks – damit die Globalisierung nicht allein auf den ökonomischen Nutzen eingegrenzt werde, sondern die Menschen und ihre Entwicklung vor Ort in den Blick nehme; und drittens die Förderung eines Bewusstseins für die Ungleichheiten auf der Erde und für die Verantwortung für die Folgen wirtschaftlichen Tuns, die heute einen globalen Rahmen habe.

6. Pastorales Stichwort „LEBEN!“

Bischof Julio Cabrera zeigte uns während unserer ersten Reflexionsrunde im Bischofshaus ein UNESCO-Plakat von 1994, das das wichtigste Stichwort in der Pastoral der Diözese beinhaltet. „Was willst du tun, wenn du groß bist?“. Mit dieser Frage ist das Foto des freudestrahlenden Gesichts eines Mädchens überschrieben. Und die Antwort in großen Buchstaben lautet am unteren Bildrand: VIVIR! – also: LEBEN!

Angesichts der unzähligen Zeichen des Todes in diesem Teil Guatemalas braucht es den Hinweis auf alles, was zu wirklichem Leben notwendig ist, was Leben bestärkt. Der Blick auf das Leben ist eine wesentliche Ressource. Das Leben braucht Anwälte, braucht Stimmen, die für Schutz sorgen. Die Diözese El Quiché hat sich verpflichtet, für ein „Leben in Fülle“ zu arbeiten, das Leben zu schützen und zu behüten, und gegen alles anzugehen, was Leben behindert. Das bedeutet auch, die Kultur der Indigenas anzuerkennen und für eine Inkulturation des Evangeliums zu arbeiten.

Und welche Konsequenz ziehe ich aus dieser Begegnung in Guatemala: Ich möchte mich stark machen für eine *Pastoral des Lebens*, das beinhaltet für mich wesentlich: für ein *Leben in weltweiten Horizonten* zu arbeiten, Leben zu schützen und zu behüten in dem Bewusstsein: „Es kommt auf mich an, aber es hängt nicht von mir ab.“ Die Würde jedes Menschen ist lautstark zu erinnern und ist groß zu machen. Ich möchte mitarbeiten an einer intensiveren Vernetzung innerhalb der „Welt“-Kirche, so dass Missachtung von Menschenrechten und vor allem das Recht auf Leben öffentlicher und weitsichtiger auch in unserer Kirche in den Blick kommt. „Die geschlossenen Fenster und Türen der Hochhäuser“ im Bild von Santa Cruz del Quiché, Symbol für die Gleichgültigkeit auch bei uns, brauchen Öffnung. Eine Pastoral unter dem Leitwort *Leben* ist Arbeit gegen die Gleichgültigkeit, ist Unterbrechung, ist Erinnerung. Ich erinnerte einen Ausspruch Elie Wiesels: „Der Gegensatz von Liebe ist nicht Hass! Der Gegensatz von Hoffnung ist nicht Verzweiflung! Der Gegensatz von geistiger Gesundheit und von gesundem Menschenverstand ist nicht Wahnsinn! Und der Gegensatz von Erinnerung heißt nicht Vergessen! Sondern es ist nichts anderes als jedes Mal die Gleichgültigkeit.“

Ich erkenne: die Christen sind die ältesten und größten „global players“. *Global* ist kein Fremdwort, wir haben damit eine zweitausendjährige Tradition. In Zeiten

wirtschaftlicher Globalisierung wächst den Christen die Aufgabe zu, für eine Globalisierung der Solidarität nächste Schritte auszudenken und zu setzen. Und das heißt Dialog und Begegnung, damit wir umeinander und voneinander wissen. Es geht nicht an, ökonomisch global zu denken und zu handeln, politisch multilateral, kirchlich und moralisch aber provinziell.

Klaus Hagedorn

(Klaus Hagedorn ist Pastoralreferent und Hochschulseelsorger an der Carl-v.-Ossietsky Universität Oldenburg.)

„A Lack of Surprise“?

|| Bericht von einem Dialog zwischen Pfingstkirchen und dem Reformierten Weltbund

Welche Erfahrungen mit dem Heiligen Geist machen Sie im Gottesdienst? Und wie wissen Sie, dass eine Erfahrung im Gottesdienst von Gott kommt? Oder haben Sie aufgrund schlechter Erfahrungen (z. B. geistlose Predigten und Langeweile) schon aufgehört, Gottes Geist im Gottesdienst zu erwarten?

Um diese Fragen ging es in der ersten Konsultation einer zweiten Dialogrunde zwischen Vertreter/innen der Pfingstkirchen und dem Reformierten Weltbund vom 16.–23. Mai 2002 in Amsterdam. Die gesamte Dialogrunde steht unter dem Thema „Experience in Christian Faith and Life“ und endet im Jahr 2006. Vorangegangen war eine fünfjährige Runde erster Begegnungen zwischen Delegierten des Reformierten Weltbundes und leitenden Pfarrern und Professoren aus der Pfingstbewegung.¹ Die Pfingstler sind die weltweit am schnellsten wachsende Bewegung unter Christen. Zu ihnen gehören insbesondere auf der Südhalbkugel Gemeinden, die mehrere zehntausend Mitglieder zählen. Sie führen ihren Glauben auf die Ausgießung des Heiligen Geistes in ihren Herzen zurück, durch die sie erweckt werden und sich bekehren. Sie lassen sich mit dem Heiligen Geist (wieder-)taufen und mit Gaben nach 1 Kor 12, 8–10 ausstatten. Während diese Merkmale für alle Pfingstler gelten, ist die Bewegung doch in sich je nach Kontext und Entstehungsalter sehr verschieden: Die „Assemblies of God“ in Nordamerika sind beispielsweise bereits Pfingstler der vierten oder fünften Generation und fast eine etablierte Kirche, die auch in der Politik inzwischen ihren Platz behauptet; Pfingstler in Korea sind ebenfalls etabliert und haben durch und durch organisierte kirchliche Strukturen entwickelt. Ihre Kirchen sind die reichsten der Welt und investieren ihr Vermögen in Fernsehkanäle und andere Medien, die der lokalen und weltweiten Mission dienen; Pfingstler in Brasilien gebärden sich zumeist „neo-pfingstlerisch“. Sie entstehen in den Slums als Massenbewegung der Armen, suchen (anders als die politisch orientierte Befreiungstheologie) mitten in einer hoffnungslosen Welt nach Erlösung durch die spirituelle Reinwaschung mit Jesu Blut. Sie verbinden einfache